

Ihr Tag hat nie genügend Stunden

Éric Gravel's Film „Julie – eine Frau gibt nicht auf“ erzählt von einer Alleinerziehenden, die gegen den sozialen Abstieg kämpft. Noch wichtiger als die Geschichte ist das großartige Spiel der Darstellerin Laure Calamy.

Sozialkritik gibt es im französischen Kino in vielen Varianten. Es gibt die Absteigergeschichten von Laurent Cantet („Auszeit“) und Stéphane Brizé („Der Wert des Menschen“), die Gewerkschafterporträts mit Vincent Lindon („Streik!“) und Isabelle Huppert („Die Gewerkschafterin“), die alleinerziehenden Mütter („Rien à perdre“) und Väter („Nos batailles“), die Panoramen aus der Banlieue („Les Misérables“), dem Bildungssystem („Die Klasse“), der Provinz („Online für Anfänger“) und dem Prekariat („Black Friday for Future“). Mit Éric Gravel's „Julie – eine Frau gibt nicht auf“ ist jetzt eine neue Variante auf dem Markt, das Drama der alleinerziehenden Absteigerin, die zwischen der Provinz und dem hauptstädtischen Prekariat hin- und herpendelt.

Julie steckt in einer Knochenmühle. Ihr Tag beginnt mit dem Wecken und Waschen ihrer zwei Kinder, die sie nach dem Frühstück bei einer älteren Nachbarin abgibt, bevor sie zum Bahnhof hastet, um den RER nach Paris zu erwischen, aus dem sie in die Métro umsteigt, mit der sie zu ihrer Arbeitsstelle als Zimmermädchen in einem Luxushotel gelangt. Nach Dienstschluss dann das umgekehrte Programm: Métro, RER, Kinder abholen, Einkaufen, Abendessen, Wäsche, Bügeln, Bett. Fünfmal pro Woche.

Julie's Lebensfließband gerät aus dem Takt, als die Züge stillstehen, weil der öffentliche Nahverkehr bestreikt wird. „À plein temps“ („Vollzeit“), so der Originaltitel des Films, spielt im Winter 2020, als die Proteste gegen die Rentenreform der Regierung Macron Frankreich lahmlegten, nachdem die Gelbwestenbewegung im Vorjahr abgeklungen war. Von fern spürt man die Erschütterung des Landes in den Kommentaren der Autofahrer, die Julie nach Paris oder in ihr Dorf im Departement Yonne mitnehmen, weil kein Zug mehr fährt, und im Radio ist von Straßenschlachten und Verletzten die Rede.

Aber damit hält sich der Film nicht auf. Sein eigentliches Thema ist ein anderes: die Panik von Julie. Die Angst, die ihre Schritte antreibt, ihre Beschwichtigungen der Nachbarin, ihre Anrufe bei ihrem Ex-Mann, ihre Ausflüchte gegenüber der Schichtleiterin im Hotel, ihr Wegklicken des Anrufs der Bank, die ihr Konto sperren will, ihre Geburtstagseinkäufe für Nolan, den Sohn, der nicht spüren soll, dass seine Mutter kaum Zeit für ihn hat.

Diese Angst, das Grundgefühl der verunsicherten Mittelschicht, orchestriert der Film mit allem, was er hat. Die Kamera, fast immer auf Augenhöhe mit Julie, zerlegt ihre Bewegungen in visuelle Splitter, die der hysterisch pulsierende Soundtrack von Irène Drésel zur Choreographie des alltäglichen Wahnsinns verwirbelt. Für seinen Film habe er die Thriller um den Agenten Jason Bourne studiert, sagt Gravel. Politik und Sozialkritik sucht man in „À plein temps“ daher vergebens. Es geht um den Wettlauf gegen die Zeit, den Stau, die Kündigung, die Kontosperrung, nicht um den Kampf gegen die Verhältnisse, die der Film so selbstverständlich hinnimmt wie einen Regenschauer oder die verstopften Straßen von Paris.

Darin liegen seine Grenze und sein Triumph. Denn was „À plein temps“ an Gegenwartsnähe verliert, gewinnt das Spiel von Laure Calamy an Intensität. Dass eine Darstellerin so restlos mit ihrer Figur verschmilzt, ist im Kino selten geworden, aber hier hat es geklappt. Im Grunde erzählt der Film gar keine Geschichte, er erschafft einen Charakter, der zugleich ein Zeitbild ist.

Dass dann doch etwas passiert, dass Julie sich auf eine Stelle bewirbt, die ihrer Ausbildung entspricht, und dafür ihren bisherigen Job riskiert, ist fast nebensächlich, denn wir würden ihr sowieso überallhin folgen. Auch das unwahrscheinliche Happy-End, das Gravel ihr schenkt, weil er sie so wenig untergehen lassen kann wie sein Vorbild John Cassavetes die von Gena Rowlands gespielten Heldinnen seiner Filme, bricht diesen Zauber nicht. Denn hier geht es nicht um statistische Wahrscheinlichkeiten. Es geht um Träume, Wünsche, Charisma. Um Kino.

Andreas Kilb | FAZ